

Guthmann · Die Zypressen der Villa d'Este

Johannes Guthmann

DIE ZYPRESSEN
DER
VILLA D'ESTE

Schilderale

im Spiegel der Landschaft

19  49

Leibniz Verlag München
bisher R. Oldenbourg Verlag

Copyright 1949 by Leibniz Verlag
(bisher H. Odenbourg Verlag) München.
Druck und Buchbinderarbeiten:
H. Odenbourg, Graphische Betriebe GmbH, München.

Die Zypressen der Villa d'Este

**Dem Andenken
Conrad Anfoiges**

„Die Kunst ist nur Elegie.“

Richard Wagner 1853, im Sommer ihrer
Freundschaft, zu Liszt, der ihm ins Wort
fällt: „Ja, und der gekreuzigte Gott ist
eine Wahrheit.“

Die Zypressen der Villa d'Este! Steilauf und wipfelspitz zün-
geln sie gleich düstern Opfersflammen, die in ihrem Himmels-
drange durch ein Zauberwort gebannt worden, empor, streng und
starr und ewig gleich wie in der feierlichen Spannung eines
Hochamts. Seit Jahrhunderten weiß die Sage von ihnen nicht
mehr zu erzählen, daß sie jung gewesen seien. Die Vögel kom-
men nicht, im wohlgeborgnen Schatten ihres Geästes Nester zu
bauen, und Lachen und lustige Lieder verstummen hier unter der
pathetischen Wucht einer gleichsam unausföhlbar gedehnten
Pause. — Doch aber mag es geschehen, daß die eine und die
andre der Musen durch die geheimnisschauernnden Gänge dieses
Haines wandeln und von dem kühlen Naß der hundert und
tausend Fontänen und Brännlein, die den Schattenbezirk des
ehrwürdigen Gartens kunstreich durchpulsen, in die hohle Hand
schöpfen, um ihren Lieblingen unter den Wanderern, die der
Weg hierher geführt, mit goldenem Finger auf Augen, Lippen-
paar oder Ohr zu tupfen, damit ihr Hetz aufbrenne in wehvoller
Luft und im Gleichnis der Kunst das Unausprechliche zu be-
kennen vermöge.

Gehaltenen Schrittes vor sich hin, bald stockend, bald umkehrend und daselbe Stückchen Weges in Gedanken achlos wiederholend, war in dem verlassenen Park die Gestalt eines jüngeren Mannes zu bemerken. Er schien nicht eigentlich ein Fremder zu sein, der lustwandelnd die berühmte Stätte zur Kenntnis nimmt, als vielmehr ein Mensch, der dem Erlebnis seiner Augen lebt und ihre Beute in ein Phantastiebild seiner Vorstellungswelt vergeistigt. Lange hatte er sich dieser Art um den Anseh der Rampenrundung bewegt, die zu Seiten der aus moosigem Becken aussprühenden Drachensfontäne empor, und weiterführt, offenbar beschäftigt, das Naturgegebene dem künstlerischen Traumgesicht seiner Einbildungskraft anzugleichen.

Das Leben im Freien gehörte nicht zu den täglichen Bedürfnissen seiner Natur. Eine frische Rose im Wasserglas genügte ihm, das Bewußtsein von der Allschönheit der weiten Welt in ihm lebendig zu erhalten. Es konnten ganze Wintermonate vergehen, ohne daß er einen Schritt vor die Tore der Stadt getan hätte, ja ohne wohl nur die reisende Glut der Goldbälle im Drangengärtchen vor seinem Atelierfenster gewahrt zu werden. Die Gärten des Alkinoos blühten auch ohnedies in der hochgestimmten Welt seines Innern. Gesah es aber einmal, daß er zu kurzer Rast aus Rom entwich und drüben am Strande von Nettuno oder hier in den tiburtinischen Schluchten und Schatten der Sabiner Berge seine einsamen Wege ging, dann füllten sich seine Augen unter dem unausschöpflichen Andrang der lebendigen Gegenwart und die Scheuern seiner Phantasie wußten kaum wohn mit der reichen Ernte solcher Stunden.

Indem er weiterschritt und langsam die Rampe hinauf, ließ er den Blick noch einmal über den weißen Giebel der hoch in der Luft lautlos zerstäubenden Wasserkunst schweifen und hinauf zu dem steilen Wuchs eines Zypressenstamms, der, nur in gleichsam strengem stilisiertem Linienzug, das Motiv eines emporschießenden Strahles zu wiederholen schien und in den

hohen Himmel hinein, der seidenweich heute über diesem Bilde hing. Er liebte nicht das oft so emallicharte Blau der südländischen Luft und die starken Kontraste aller sich gegen sie abhebenden Farben. Er suchte in der Natur die malerischen Stimmungen, die sich auf einen feinfühligem Silberton bringen ließen und hatte es dabei in der aufmerksamen Erziehung seiner Augen zur Meisterschaft gebracht. Stehenbleibend schloß er die Lider, wie um sich des Besitzes so vieler neuer Bildgedanken in seinem Innern recht zu vergewissern. Der zuckende Hauch eines Lächelns, das Widerspiel eines intellektuellen Glücksgefühls, glitt über die wohl geschnittenen Züge eines Kopfes, der die alte Wahrheit zu bestätigen geeignet war, daß die Seele des Menschen es ist, die sich das Antlitz formt nach ihrem Bilde. Schöne, adlig und untadlig gewachsene Gedanken nur konnten sich dieser klaren Stirne über dem ausgeglichenen Schwunge der Augenknochen entwickeln. Wie konnte es da anders sein, als daß um den jungen Mund, der unter der energisch edlen Nase und dem braunen Bärtchen voll, doch herbe mehr als sinnlich war, der Ausdruck eines tiefen, leidenschaftlichen Leidens bereits mit ahnungsvoller Bedeutsamkeit eingezeichnet war, unausbleiblich gepaart mit einer gewissen ironisch trohigen Betonung des Eigenwertes.

Ein feines, beseligtes Lächeln glitt über das Antlitz des Mannes, der sich in diesem Augenblicke glücklich im schönsten Sinne fühlen mochte. Es lag etwas wie Weihe von Musik über ihm. Und in der Tat war es wie aus einem Traum, daß er jetzt um sich sah, aufgestört irgendwie von der Welt da draußen: War das Gesang gewesen? — oder ferner Mandolinenklang? — oder war drüben an der Morgenwand des Parkes in der steinernen Wasserorgel oder einer der vielen andern musikalischen Spielereien der unendlichen Springquellen und Wasser der Villa ein verspätetes Tönen noch einmal laut geworden, ein Geistergruß aus Tagen der Renaissancezeit mitten in dieses 19. Jahrhundert

hereln? Aufhorchend war er stehengeblieben. Nichts regte sich in dem weiten, dem Abendfrieden entgegenämmernden Prunkgarten als das unnennbare Plätschern und Rieseln und Tropfen der Fontänen und Rinnale jeglicher Gestalt in Nähe und Weite, in Grotten und Nischen und Büschen ringsum, übertönt fernherüber von dem gedämpften Brausen der stürzenden Flut im alten Wassertheater. Er war allein hier. Sein eignes aufgeregtes Blut war es gewesen, das sich in seinen angespannten Nerven so musikalisch gebärdete und den Gelfterschritt seiner Visionen melodisch begleitete. War nicht noch jedes seiner Werke aus einer eigentlich musikalischen Sphäre geboren? Und war nicht gerade ihr musikalischer Urgehalt der Maßstab ihrer Bedeutung für ihn? So nahm er denn auch jetzt diese melodische Empfindung als gutes Vorzeichen für die gestaltreichen Vorwürfe, die sein Malerauge umdrängten und ihm für Monate und Jahre hinaus neue Arbeiten versprachen — indessen die vollendeten noch unverkauft im deutschen Vaterlande die engen Räume seiner guten Stiefmutter überfüllten. Doch davon nichts! Mit Entschiedenheit schüttelte er den Kopf und ließ mit einer unwillkürlichen Bewegung, die ihm zur zweiten Natur geworden schienen, die schlanknervige Hand über das außbraune Haar gleiten, der ornamentenhaften Wohlgestalt der vollen Locken nachzufühlen.

Langsam weitersteigend, machte er an der Steinbrüstung eines der sich breit am Berghang übereinander aufbauenden Terrassen halt. Das schwarzgrüne Laub der Lorbeer-, Myrten- und Buchsbäume, von der Sonne eines langen Tages durchglutet, sandte aromatisch herben Duft zu ihm herauf. Zwischen den schwarzen Windungen der Zypressen aber, deren tief von unten herauf schließende Säulen himmelhoch über ihm erst wipfelten, begannen sich Ausblicke aufzutun auf die ersten Gebirgszüge im Norden und auf die gegen Abend hin wie in einem perlmuttrigen Lichtstaub entschwindende römische Campagna. Der junge

Maler verschränkte die Arme über der Brust; sein Kinn hob sich. Er fühlte im Anblick dieses Gartens zu seinen Füßen, der ihm sein Bestes geboten, den er in diesen Stunden sich künstlerisch zu eigen gemacht hatte, etwas wie Triumph. Seine ganze Haltung, indem er den im Verhältnis zu seinem schönen und beherrschenden Kopf etwas zu kleinen und zierlichen Körper mit einer leicht gezwungenen Energie steigerte, bekam etwas, als wenn er in Gedanken vor diesem wahrhaft klassischen Hintergrunde zu einem Selbstbildnis posierte.

In der plötzlichen Empfindung, beobachtet zu sein, suchte er zusammen. Sein Kopf fuhr herum: Zwei schwarze Gestalten vor ihm. Priester. — Lauslos. — Ein älterer — und ein junger, sehr junger, schlank und streng wie ein Florett. Der Maler, gereizt durch die unerwünschte Störung, spielte mit nervösen Fingerspitzen auf den Ärmeln seines Sammetjackets: Was — überhaupt — gingen die beiden ihn an? Jedoch er fühlte den Blick des Älteren, der mit der weltmännisch lebenswürdigen Überlegenheit eines Diplomaten die entrückte Würde des Priesters verband, prägend auf sich ruhen und verstand die leichte Gebärde seiner Finger, die ihm wohlwollenden Gruß entbot, immerhin auch als Frage. Ihn verdroß das sichere Auftreten der beiden ihm gegenüber und an dieser Stelle, in dieser Stunde; mochte der Alte immerhin ein Kirchenfürst von besonderer Geltung sein: er, der Fremde, war doch auch jemand. Er hob den Kopf, als wollte er auf den Monsignore hinabblicken, und sah ihn fest dabei an: „Ich bin Feuerbach — Anselm Feuerbach.“

Ein leutseliges, aber doch nicht ganz erwärmendes Lächeln glitt über die feinen, von den Jahren geschnittenen Züge des Aristokratenkopfes, indessen unter den sehr wohl gezeichneten Brauen ein auffallend sensitiver Blick von den blauen Augen des Fremden vergleichend zu den seltsamen grauen seines jungen Freundes und Begleiters flog. „Die Bücher von zwei Autoren dieses Namens sind es“, begann er in einem Deutsch, das seine Mutter:

sprache verriet, obwohl es Wort zu Wort gesetzt war wie Lateinisch, „die ich unter die Lieblingswerke meiner Bibliothek geordnet habe.“

„Meines Großvaters und meines Vaters“, nickte der Junge mit Nachdruck. — „Ich bin der Maler.“

Der Priester machte eine leichte Verneigung, so daß das von scharlachrot- und goldgewirkter Kordel über der Brust gehaltene elegante römische Mäntelchen sich ihm auf dem Rücken in schlanken Falten straffte; trotzdem schien ihm von einem Künstler dieser Familie nichts bekannt: „Ein stolzer Name — der verpflichtet.“

„Tawohl! Das Publikum!“ pläzte der junge Meister heraus.

Ein unmerkliches Lächeln schwebte über das Gesicht des Menschenkenners, als freute er sich im Stillen der Jugend, der Jugend dieses geniebewußten Mannes und der Jugend des Andern hier, des Sizilianers, seines gestrengen Herrn Erzengels, wie er den Jungen in der verhaltenen Hochglut seiner religiösen Inbrunst wohl zuweilen scherzend titulkerte. Es war ihm, als fühlte er dessen brennenden Blick fest fragend, ja fordernd auf sich gespannt, welche Antwort er der unziemlichen Rede des Fremden erteilen werde. Gelassen wandte er dem Frate endlich das Gesicht zu mit einem Nicken, wie richtig er ihn doch erraten hatte, einem beinahe zärtlichen Zunicken, als würde er um eben diese Jugend, die ihm selber unwiederbringlich verloren war.

Es war eine wunderliche Pause eingetreten. Mit einem Male aber und unbegreiflich schien eine fremde Macht in das Schweben der drei einzugreifen. Das ganze Wesen des Prälaten, das bisher von einer gewissen zeremoniösen Haltung beherrscht gewesen war, machte den Eindruck einer plötzlichen Wandlung von innen heraus. Er horchte, wie von einer überirdischen Stimme gerufen, auf. Etwas wie ein holder Schrecken, wie ein sublimes Schmerz, oder Lustgefühl blühte mit schwärmerischem Leuchten in dem blassen Gesicht auf. Ganz leise und behutsam, wie nach

einer heimlichen Stütze suchend, faßte er nach dem Arm seines Begleiters und deutete mit der kaum erhobenen andern Hand nach oben. „Er!“ Es war geflüstert nur, aber es genügte, ein vollkommenes Schweigen zu gebieten.

Von dem unverständlichen Vorgang betroffen, sah der Maler den seltsam ergriffenen Mann fragend an. Der aber legte den Finger bedeutungsvoll an den Mund: „Bleiben Sie nur — aber still — ganz stille —.“

Und verschwunden wieder — lautlos wie er erschienen — die Helliggestalt des mönchischen Recken mit ihm — war er im Helldunkel des Parks, verfrühtem Nachtspek gleich, aufgesogen vom späten Tagesglanz. Dem Künstler war, als habe er geträumt. Er preßte beide Hände in die Augen, dann sah er wieder um sich: Er war doch allein hier, nicht wahr?

Wie feierlich der Abend sich ankündigte, mit einem Himmel lichtdurchflutet, ein paar selige Wölkchen hinschmelzend an seiner Brust, wie von den Augen Claude Lorrains gellebkoßt. Und still war es, abgrundstill — wenn man den monotonen Chor der Brunnen fern und nah überhörte. Und doch nicht. Da war — kein Zweifel mehr — Musik! Kein Singen, kein Saltenspiel, in ihrer Unbestimmbarkeit etwas wie Sphärenklang, wie der Musik gewordene Lichttraum dieser Abendstunde. Meister Asfelm wußte nicht weshalb, aber ihm traten Tränen in die Augen, vielleicht, weil er gedachte, daß er eine Stunde wie diese — wie jede schönste und letzte Erhöhung seines Lebens — immer und immer in Einsamkeit erfahren mußte.

Wo aber kam diese Musik her? Die Luft war unbestimmbar voll von ihr wie von einem bestrickenden Dufte. Ohne sich recht bewußt zu werden, zog es ihn die Stufen langsam zur höheren Terrasse hinan, dem Schlosse mit den langgestreckten Fenstern näher, aus deren einem die Klänge dringen mochten. Klavierspiel? Es wollte ihn unglaublich dünken, daß ein einzelnes Instrument — noch dazu das von ihm am geringsten geachtete

— so gleichsam die ganze Seele der Musik offenbaren könne. Jetzt ließ sich auch etwas wie Melodie unterscheiden: Schubert? Wie das klang — das deutsche Lied — über den Zypressen dieser Villa! Aber es war wohl nicht Schubert, war weniger — oder mehr, war wie die Essenz eines Schubertschen Liedes, war wie ein Tropfen Schubertschen Herzblutes, das, dem blutenden Wunder des Heiligen in Neapel gleich, im Augenblicke höchster Weihe neu zu erglänzen begann.

Erschüttert ließ Feuerbach sich auf den Stufen niederstürzen, die Stirn in der aufgestützten Hand. Was alles war nicht mit diesen paar Schubertschen Tönen, diesen so ganz unerwarteten, wieder lebendig in ihm geworden! Die ganze Kinderzeit, diese in der Harmonie der elterlichen Lebensführung unvergleichliche Zeit, der er am Ende doch wohl alles verdankte, was er war und wollte, jene Segnung des klassischen Geistes, ohne die das Leben ihm niemals lebenswert erschienen wäre, und durch die er sich bewußt von jeder und vor allen andern Künstlern abzuheben getrachtet hatte! Jene durch so viel Kampf und Bitternis der späteren Zeiten für ihn vollends verklärten Kindheitstage, da er der lieben, guten Stiefmutter am Klavier gern zur Seite gesessen und ihren schönen Händen zugehört, wenn sie ihm Schubertsche Lieder spielten. Noch hörte er ihre sanfte Stimme dazu: „Das ist Kunst, Anselm“ und entsann sich des ehrfürchtigen Schauers, mit dem das geheimnisreiche Wort Kunst jedesmal in seiner ahnungsvollen Knabenbrust nachzitterte. „Kunst!“ War das Wort nicht immer wieder zur Dornenkrone geworden, wo sehnsüchtig sein Haupt nach dem Lorbeer verlangte? Hatten die Götter nicht schon als Kind ihn zu ihrem Liebling bestimmt, und stand nicht trotzdem über sein ganzes ferneres Leben das „Ecce homo“ geschrieben?

Er merkte kaum noch auf das entrückte Spiel der Schubertschen Weise, und wie das schlichte Lied allmählich immer süßer und reicher in Wohlklang gehüllt und wie von Engelsfittichen

empor und fortgetragen wurde, bis es ein Kindelein gleichsam am Throne des Höchsten anlangte; er hörte nicht zu, wie im symphonischen Gegenspiel aus dem Baß andere und doch verwandte Themen aufstauchten, langsam und schwer und feierlich bemüht, den hohen Stimmen zu folgen und sich ihnen am Ende anzugleichen, ein Chor des Irdischen, der um den Segen des Lichtes fleht. Er sah vielmehr, der Maler, im Geiste die lange Reihe seiner getanen Werke aufsteigen, diese Frauengestalten, einzeln und in Paaren, in ihrer Fülle und Hoheit anzuschauen wie die Inkarnation einer edlen Altstimme, die Frauen um Dante und Ariost, die Marien, Iphigene und Eurydike und dann wieder und wieder, und in jedem Wandel und Wechsel sich selber gleich — ihm selber gleich: Nanna! Er barg die Augen in der Hand, daß sie schmerzten, aber die Erinnerung an das wundervolle Weib wich nicht. Er sah sie immer neu durch die kühle Feierlichkeit seines Ateliers dahinschreiten in den seidnen Gewändern und Goldspangen, die er in der Aberschwenglichkeit seines Schönheitsbedürfnisses mit dem letzten, erquälten Gelde, das er zu beschaffen vermochte, an sie verschwendet hatte, die er aus Armut und Armseligkeit zur Muse seiner Kunst erhoben und in unzähligen Werken kraft seines Genies für alle Zeiten vergöttert hatte. Sie, die sich selber doch erst ihm verdankte, der seine Seele erst ihr mitgeteilt hatte, daß sie so schön, so über alle andern Frauen schön geworden war. Und Tag für Tag erstand ihr Bild vor ihm in neuen Bildern; fast schwand sein Körper manchmal in der Brunst des Schaffens dahin. — Und dann war es geschehen, daß sie zu ihm getreten war, die volle weiche Hand auf sein Haar gelegt und zu ihm gesprochen hatte: „Warum wollen deine Landsleute nichts wissen von dir? Warum huldigen sie dir nicht alle? Warum bist du immer allein? Hat dich denn niemand lieb — Anselmo?“ — Und da hatte er plötzlich aufgestöhnt vor Schmerz und Schluchzen und hatte ihre Hand fortgestoßen und sie hinausgedrängt aus dem

Altler, in heißer Scham, daß sie seine Tränen nicht gewahr werden sollte, und hatte dann nach seiner Mutter geschrien, unbärdig wie ein verwöhnter Junge, nach der lieben, geliebten Stiefmutter daheim in Deutschland, die sich ihre armen Augen krank und blind um ihn grämte! — Des andern Tages aber war Nanna nicht wiedergekommen — er wartete, wartete — sie war nie wieder gekommen.

Die Musik hatte aufgehört. Er hatte nicht mehr auf sie geachtet gehabt; aber indem sie schwieg, besann er sich auf sie und empfand die Stille wie Alpdruck. Verstört richtete er sich auf und ordnete sein Kleid und Haar.

Und da zum zweiten Male — Gespenster aus seinem eigenen fiebernden Blut gezeugt? — stand das Priesterpaar vor ihm: der Ältere mit dem leuchtenden Goldkreuz auf der Brust und der Zypressenwüchsig neben ihm, der junge Streiter Gottes in seiner fast drohenden Schönheit. Feuerbach wich einen halben Schritt zurück.

Aber der Priester kam auf ihn zu, mit der anmutigen Würde eines Gebietenden und dabei doch bewegt, eindringlich, mit befremdender Beredsamkeit: „Sein Spiel hat Sie erschüttert. Ich wußte das zuvor. Es konnte nicht anders sein. Nie hat er sich so hingeeben wie heute, wo er Abschied nimmt von der Welt — ja, Abschied nimmt von der Welt. — Seine Seele ist unruhig gewesen in ihm sein Leben lang. Aber die Heiligen haben gewacht über ihr und sie vor Abwegen bewahrt. Nur diesen Abend noch — und diese Nacht. — Ich selbst erteile ihm morgen die Weihen.“

Der junge Frate hatte eine leichte Bewegung gemacht, des Unwillens, so schien es, daß so viel Worte verschwendet würden an einen Fremden von vielleicht sehr fragwürdigem Glauben. Der Ältere hatte es wohl bemerkt, aber selber ergriffen von der musikalischen Lebensbeichte seines seines Schütlings, den er mit Bedacht in der Einsamkeit des Schlosses sich selber überlassen